Ihr Doppelleben.

Von H. v. Beaulieu.

Gesucht. — Dame von elegantem Aeußeren, die erstklassige Reiterin ist. Hohes Salär. Offerten mit Befähigungsnachweis und Photographie bitte zu richten an Hippos, Exped. d. Z.

In einer Sportzeitung stand diese Annonce unter vielen anderen, und die Augen einer Frau kehrten immer wieder zu den paar Zeilen zurück.

War etwas derartiges nicht besser, als unter dem schönen Titel Hausdame die Lohnsklavin eines hypochondrischen alten Herrn oder einer hysterischen Frau zu werden, in einen Pflichtenkreis von unheimlicher Dehnbarkeit einzutreten, dem sie vielleicht noch nicht einmal genügte? Als Dame aus guter Familie hatte sie natürlich anfänglich auf etwas derartiges gehofft. Aber welche Erfahrungen hatte sie bereits bei ihren Bewerbungen um eine Stellung gemacht! Und die Ueberfüllung! Die Bewerberinnen rissen sich die Stellen ja gegenseitig fort und übertrumpften einander durch Aufzählen der Dinge, die sie verstanden und übernehmen wollten: Klavierspielen, Torten backen, Kinder erziehen, Patience legen, mit der Maschine nähen.

Conny Dubois konnte nicht mit der Maschine nähen. Aber reiten konnte sie. Es war nur auf keiner Stelle verlangt worden.

„Einen Haushalt führen" konnte sie das Leben auch kaum nennen, das sie in den bewegten Jahren ihrer kurzen, unglücklichen Ehe geführt hatte: das Reisen von einem Rennplatz zum anderen, noch richtiger gesagt von einem Spielplatz zum anderen. Denn das Wetten auf Pferde war nicht das einzige Hazardspiel, dem Raoul Dubois gehuldigt hatte. Er war in diesem seinen Beruf gestorben. Nachdem er in Monte Carlo den vorletzten Hundertfrancschein verloren hatte, schoß er sich eine Kugel zwischen die Rippen, gerade an die rechte Stelle, mit der ihm eigenen Sicherheit und Eleganz. Den allerletzten Geldschein hatte er Conny gegeben — für alle Fälle. In manchen Dingen war er rücksichtsvoll.

Sie hatte sich ein Billet in die Heimath gelöst. Nahe Verwandte hatte sie nicht, entfernten mochte sie nicht zur Last fallen. Der Verkauf von ein paar Schmucksachen ermöglichte ihr den Aufenthalt in einem schäbigen Logis — bis sie etwas Passendes gefunden haben würde. Aber es wurde jetzt dringend nothwendig, daß sie etwas fand.

Wieder blickte sie auf Hippo's Anerbieten. War es nicht wie ein Wink vom Schicksal, daß ihr dieses Blatt gerade heute auf ihr Zimmer gelegt worden war? Denn gekauft hätte sie es sicherlich nicht.

Sie nahm noch einmal ihr Portemonnaie zur Hand und zählte. Dann trat sie vor den billigen Spiegel, der alle Formen verzerrt wiedergab. Aber trotzdem, eine elegante Erscheinung durfte sie sich ohne Anmaßung nennen. Und wäre sie auch unsicher gewesen — daß Raoul Dubois sie erwählt hatte, war hierfür sichere Gewährleistung. Er besaß nur Sachen von tadelloser Eleganz.

Sie schrieb an Hippos.

Noch an demselben Tage bekam sie Antwort von einem namhaften Pferdehändler und Besitzer einer Reitbahn, der sie um persönliche Vorstellung am folgenden Vormittage bat.

Pünktlich auf die Minute öffnete sie die Thür von Herrn Carlsen's Bureau. Ihr Herz klopfte heftig. Wenn dies nichts war — ja, dann mußte sie wünschen, Raoul hätte in dem hübschen kleinen Revolver noch eine Kugel für sie zurückgelassen.

Aber Carlsen zeigte das anglisirte Aeußere des Sportsman, das sie so gut kannte. Sein wie rothlackirtes Gesicht hatte keinen angenehmen Ausdruck; der wohlgefällige, bewundernde, doch zugleich genau prüfende Blick, mit dem er sie musterte, erregte ihr tiefes Unbehagen.

Sie stellte sich kurz vor und bat um Nennung der Leistungen, die für das „hohe Salär" verlangt würden.

„Reiten können Sie, das sehe ich Ihnen an," sagte Herr Carlsen, „und Ihr Aeußeres ist" — da er ihre strenge Miene sah, unterdrückte er ein Compliment, das schon auf seinen lächelnden Lippen schwebte, und vollendete ganz sachlich — „durchaus unseren Wünschen entsprechend."

„Und was soll ich thun? Pferde für Damen zureiten?" fragte Conny ungeduldig.

Herr Carlsen beugte zustimmend den Kopf. „Sie haben es ungefähr errathen, meine Gnädigste. Und gewiß werden wir uns einigen, denn unser Anerbieten ist, das kann ich wohl sagen, eines unter einer Million. Sie brauchen nur des Vormittags eines von unseren Pferden ein paar Stunden im Park zu reiten, in Begleitung eines correkten Grooms, den wir natürlich auch stellen. Sie bekommen monatlich dreihundert Mark und außerdem hohe Prozente auf jedes Pferd, das durch Ihre — Geschicklichkeit verkauft wird."

„Durch meine Geschicklichkeit?" fragte Conny fassungslos. „Aber wie meinen Sie das — soll ich die Pferde verkaufen? Das kann ich nicht," sagte sie hochmüthig, „ich kann nur reiten."

Der Pferdehändler lächelte. „Ich will ganz offen mit Ihnen sein, meine Gnädigste. Es handelt sich also um einen jener kleinen Geschäftskniffe, wie sie in jedem Beruf vorkommen. Nehmen wir an, Baron X. oder Graf Z. wünschte ein Pferd von uns zu kaufen. Wir haben ein sehr gutes Pferd, das aber vielleicht einen kleinen Mangel an Temperament hat. Nun, ich arrangire dann, daß Baron X. oder Graf Z. zu einer Zeit den Park besucht, wo Sie das betreffende Pferd reiten. Sie werden dann mit Hülfe von diesem kleinen Dinge" — er zog aus seiner Tasche einen langen, scharfen, dolchartigen Sporn — „das Sie unter Ihrem Kleide verborgen halten, dem fehlenden Temperament des Gauls so viel nachhelfen, daß Graf Z. von dem Pferde entzückt sein wird — von der Reiterin natürlich auch — o pardon! — und daß ein vortheilhaftes Geschäft für uns zu Stande kommt. Sollte ich den einen oder anderen Herrn mit Ihnen bekannt machen, so werden Sie natürlich das Pferd, um das es sich handelt, etwas herausstreichen, was sich ja sehr leicht machen läßt, ohne daß man unwahr zu sein braucht. Ich könnte das ja auch selbst, aber Herren sind nun mal zugänglicher für das, was eine liebenswürdige junge Dame sagt, und Sie werden natürlich so liebenswürdig sein, wie Sie sicherlich sein können. Also — Sie verstehen mich?" Er sagte das einschmeichelnd und lauernd.

„O ja," entgegnete sie mit zuckenden Lippen und funkelnden Augen. „Ich soll der Lockvogel sein" —

Herr Carlsen lachte. „Sie sagen das so tragisch, meine Gnädigste. Wenn Sie nicht wollen — gut. Wir bekommen hundert für eine." Er zeigte auf einen Stapel Briefe. „Sehen Sie, lauter Offerten! Ich habe Ihre zuerst berücksichtigt, weil Ihr Aeußeres ganz besonders vortheilhaft ist. Was wollen Sie denn? Wenn man Brot und ein so saftiges Brot wie dieses verdienen will, muß man doch auch etwas leisten. Wir können unser Geld doch nicht verschenken! Für halb geschenkt würde jede andere es unter diesen Bedingungen ganz gewiß ansehen. Sie haben Gewissensscrupel? Aber ich bitte Sie! Geschäft ist doch Geschäft. Jeder vernünftige Mensch weiß, daß jeder andere auf seinen Vortheil sieht, und thut es deshalb auch. Ja, wenn man seinen Kunden sagen wollte: Bitte, kaufen Sie dieses Pferd um Gottes willen nicht, auf dem einen Auge sieht es schlecht, ja dann könnte ich meine Rennbahn nur schließen. Aber sind wir denn die einzigen? Sagt der Conditor Ihnen etwa, daß eine Torte schon von vorgestern ist? Wirft die Blumenhändlerin die Blumen fort, die nicht mehr ganz frisch sind? Das wäre einfach dumm. Der Verkäufer lobt die Waare, der Käufer reißt sie herunter. Das ist altbekannt. Und gerade wir haben wahrhaftig nicht mit harmlosen Engeln zu thun. Die vornehmen Herren suchen uns gerade so über's Ohr zu hauen wie wir sie, und wir müssen uns auch in Acht nehmen. Jedes Geschäft ist ein Kampf, in dem der Klügste Sieger bleibt. Nein, meine Gnädigste, darüber brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen. Wenn Sie denn aber so sehr eigen sind" — er streckte die Hand nach dem Briefstapel aus — „uns schädigt es nicht, aber in Ihrem Interesse möchte ich wünschen, sie sagten ja!" Er sah flüchtig nach der Uhr und machte Miene aufzustehen.

Conny stand einen Augenblick in qualvoller Unentschlossenheit. Der Handel war ihr zuwider. Sie wollte nein sagen. Und dann dachte sie an den kleinen rothen Fleck, einer Siegelmarke gleich, den Raoul in der Seite gehabt hatte. So geschickt würde sie nicht sein. — Und sie war noch jung und gesund, und die Frühlingssonne schien so golden auf den Kastanienbaum vor dem Fenster. Zeit zum Ueberlegen war nicht. Herr Carlsen deutete an, daß er die Unterredung beendet zu sehn wünschte. Ihre Jugend und die Sonne siegten.

* * *

In einem bescheidenen Atelier, vier Treppen hoch, stand ein junger Mann in Betrachtung versunken vor einem Bild, das die schöne Tochter Capulet's in der Balkonscene zeigte. Den Romeo sah man nur vom Rücken und im Schatten, aber hell fiel das Mondlicht auf Julia's schönes, liebeverklärtes Gesicht. Man glaubte die holde Liebespoesie ihrer leichtgeöffneten Lippen zu vernehmen, so lebensvoll war die Gestalt. Sie athmete Liebe, begeisterte, selbstvergessene Liebe. Wenn Romeo's Züge nicht sichtbar waren, brauchte man nur in die Züge des Malers zu blicken, um sie zu finden. Nicht ein Schöpfer, ein Liebender stand vor dem Bild.

„Meine Julia!" flüsterte er verzückt. „Aber wo sie nur bleibt", murmelte er nach einiger Zeit beunruhigt und sah nach der Thür. Sie kommt spät — freilich für mich kommt sie ja immer zu spät!"

Dann stürzte er zur Thür. Ihr Schritt war leicht, und doch hörte er ihn schon von weitem.

„Meine Julia", sagte er innig und zog ihre Hand an seine Lippen. „Wissen Sie, daß ich, wenn ich auf Sie warte, Thorheiten begehe wie ein Romanheld? Doch" — er schlug sich lächelnd auf den Mund — „das durfte ich wohl nicht sagen. Verzeihung! Doch Ihre Romanhelden sind natürlich etwas ganz anderes."

"Lassen Sie doch meine Romanhelden", sagte sie beinahe unwillig, und ein Schatten von Pein glitt über ihr schönes, eben noch so froh lächelndes Gesicht.

Er sah sie nachdenklich an. „Wie sonderbar Sie in dieser Beziehung sind! Wie gern würde ich etwas von Ihnen lesen, aber ich wage ja gar nicht, Sie um etwas zu bitten, so abweisend sind Sie, wenn auf Ihr Schreiben die Rede kommt. Fassen Sie, daß dieser Vertrauensmangel mich kränkt? Denn der Beruf, das ist doch eine so wichtige Sache für einen Menschen, ein so großer Theil seiner Persönlichkeit" —

„Ah, Sie denken an Ihren Beruf und gehen von sich aus!" sagte sie beinahe heftig. „Aber das ist ja etwas anderes. Was ich thue, ist Tagelöhnerei um's tägliche Brot; nur der Selbsterhaltungstrieb hat mich dazu gezwungen. Freiwillig thäte ich es nie, niemals!" Sie sah ihn seltsam bringlich an, während sie das sprach; es war etwas wie Flehen in der Tiefe ihrer dunkeln Augen, etwas, das er nicht verstand und nicht verstehen konnte. „Und deshalb, Sie begreifen, spreche ich nicht gern davon, denn es ist etwas Schimpfliches um so einen erzwungenen Beruf, vielleicht wäre es besser, dem Selbsterhaltungstrieb — nicht zu gehorchen."

Das letzte war ganz leise gesprochen, aber mit einer dumpfen Heftigkeit.

„Liebe Theuere!" rief er erschrocken. „Sie versündigen sich." Er nahm ihre Hand und deutete auf das Bild. „So darf Julia's Urbild nicht sprechen! Den besten Theil davon haben Sie geschaffen, und — vielleicht — wahrscheinlich — mein Lebensglück. Ich habe Ihnen ja etwas so Wundesvolles zu erzählen. Vorhin war ein alter Mäcen bei mir, ein ganz großes Thier, wissen Sie, der im Comite sitzt. Er war sehr entzückt, und es ist so gut wie sicher, daß das Bild gekauft wird — full price! Also für mich ein Vermögen. Außerdem hat er für sich ein kleineres Bild ausgesucht und — kurzum, ich bin auf dem Wege, Jemand zu werden."

„Das waren Sie immer schon", sagte die Frau, aber ihre Augen schimmerten feucht vor Freude über sein Glück.

Er sah das, und da beugte er die Kniee, sah zärtlich zu ihr auf und sagte: „Wollen Sie dem Glücklichen erlauben, daß er etwas zurückgiebt von dem, was er Ihnen verdankt? Wollen sie sein Glück theilen, damit er erst ganz glücklich wird? Wollen Sie ihm Julia sein, wenn er sich von der gemalten Julia trennen muß? Wollen Sie?" —

„Hast du nicht Angst, eine ganz fremde Frau zu heirathen?" fragte Conny ihn nachher. „Du weißt so wenig von mir. Ich bin kein unberührtes Kind wie Julia Capulet! Ich bin eine Frau, die viel durchgemacht hat."

„Ich weiß, daß ich dich liebe!" sagte er glückstrunken. „Wäre Romeo Romeo, wenn er nach anderem fragte?"

„Aber wir sind Romeo und Julia," sagte sie angstvoll, „und wenn — du weißt: Never was a story of such woe! — Laß uns sprechen wie die gereiften, modernen Menschen, die wir sind. Du bist ein Künstler, ein Dichter. Du hast viel in mich hineingesehen. Aber vielleicht bin ich gar nicht so, wie du denkst, so rein, so hochstehend" —

„Ist nicht, daß du so zu mir sprichst, schon wieder ein Beweis, wie ernst und tief du bist, wie wahr?" fragte er liebevoll. „Du kennst ja selber gar nicht deinen eigenen Werth. Sieh das Bild an, diese Julia! Hast du den Muth, zu sagen, diese Frau sei nicht Güte, Adel, Reinheit? Nein, du hast ihn nicht. Und diese Frau bist du! Ich habe sie geschaffen durch dich. So siehst du aus im Spiegel. Verleumde mir nicht meine Julia! Sonst könnte ich böse werden."

Sie kämpfte noch einmal mit sich, wie sie hundertmal gekämpft hatte, ob sie sprechen sollte. Aber sie konnte nicht. Es war so süß, glücklich zu sein. Der Trieb zum Glück ist ebenso stark, stärker noch als der Trieb zur Selbsterhaltung, zum Leben.

Sie hatte noch so wenig Glück gekannt. Ihre Kindheit hatte ein kränklicher, wunderlicher Vater geknechtet, dann war sie blutjung einem Abenteurer zur Frau gegeben worden, der sie nicht achtete noch liebte, dem sie ein luxuriöses Stück lebendes Inventar war, etwas weniger als sein Pferd, etwas mehr als sein Hund.

Zum ersten mal nahte sich ihr das Glück, und in seiner schönsten Form: in der Liebe eines herrlichen Künstlers. Sie wollte verzichten, aber sie konnte nicht. Der Trieb zum Glück, zur Sonne war stärker. Mit geschlossenen Augen, zurückgelehntem Haupte lag sie in seinem Arm und flüsterte: „So sei es, wie du willst. Und ob das Unrecht wäre — verzichten wäre sterben für mich. Und ich will leben — leben."

* * *

Die Ausstellung war eröffnet, und die „Julia" eines jungen, bisher wenig bekannten Künstlers erwies sich als der unbestreitbare Clou derselben. Gleich in den ersten Tagen zierte den Rahmen der schönste Schmuck, ein Zettel mit den inhaltsschweren Worten: „Für die Galerie angekauft." Natürlich staunte das Publikum jetzt noch mehr.

Der Maler genoß in vollen Zügen seinen jungen Ruhm. Er war sehr glücklich. Aber zugleich kam er sich vor wie ein Schiff, das zu viel Ballast ausgeworfen hat. Den ganzen Winter hatte die Arbeit für die Ausstellung ihn in Spannung erhalten. Nun war diese Spannung gelöst, und ein Gefühl von Ziellosigkeit und Erschlaffung stellte sich ein.

Arbeiten mochte er nicht. Des Umherschlenderns in der Ausstellung wurde er bald satt, und reisen wollte er nicht, weil er sich nicht von Conny trennen konnte. Eine leise Verstimmung erfaßte ihn bisweilen gegen sie. Ganz frei von kleinen weiblichen Schwächen war sie doch nicht. Warum konnte sie denn seiner Bitte nicht nachgeben, die Hochzeit Anfang Mai stattfinden zu lassen? Warum steifte sie sich durchaus darauf, daß es nicht vor Ende Mai sein dürfte? Er könnte jetzt schon mit ihr in Florenz sein, wenn sie nicht so eigensinnig gewesen wäre. „Sie müsse durchaus ihren letzten Roman noch beendigen", hatte sie schließlich mit nervösem Lachen auf sein Drängen gesagt. Was das heißen sollte! Er wußte doch, wie sie selbst über ihre Schriftstellerei dachte.

In seiner ziellosen Stimmung that der Maler, was er seit Jahren nicht gethan hatte. Er schlenderte an einem Vormittag im Park umher, und als er einen Bekannten traf, ließ er sich mit diesem in ein Gespräch über Turf und ähnliche Dinge ein, von denen er nicht das Mindeste verstand.

Bei einer Wegbiegung sahen sie vor sich eine Dame zu Pferde, die neben einem Geländer Halt gemacht hatte, über das sich von der anderen Seite ein halbes Dutzend Herren lehnten, die angelegentlich zu der Reiterin hinaufsprachen, und diese antwortete ihnen in lebhafter Lustigkeit, obwohl ihr unruhiges Pferd die Unterhaltung sehr erschwerte.

Die Linien der Gestalt dieser Reiterin kamen dem Maler bekannt vor. Sein Herz schlug heftig.

Er wußte, daß Conny ritt — die Pferde einer Bekannten, nahm er an. Er hatte sie bereits halb scherzend, halb ängstlich gefragt, als ob sie als arme Malersfrau auch auf diesen Luxus verzichten könne.

„Ach wie gern!" hatte sie gesagt, beinahe wie Jemand, der von etwas befreit werden möchte.

War das Conny? Mit so vielen Herren? Er fühlte einen Stich in seinem Inneren.

„Sieh da! Little Conny!" sagte sein Begleiter und klemmte sein Augenglas ein.

„Kennen Sie die Dame?" fragte der Maler scharf. Ihm war seltsam trocken im Munde.

„O ja! Das ist eine sehr bekannte Dame," sagte der Sportsman lächelnd. „Man merkt, daß Sie sich nicht um Pferde kümmern, sonst fragten Sie nicht. Aber Sie müssen sie kennen lernen. Ein schneidiges kleines Frauenzimmer — übrigens schrecklich solid, das muß wahr sein. Sie ist ja die great attraction von Herrn Carlsen's Marstall, und er soll sich die Haare ausraufen, weil er sie nächstens verliert, sie will ihren Contrakt nicht erneuern. Denken Sie sich — Sie machen ja wohl keinen Gebrauch davon — was Mr Carlsen mir neulich in einem kleinen Räuschchen — in vino veritas — von ihr erzählt hat." Und mit schmunzelnder Genugthuung und vielen Randbemerkungen im Lebeweltjargon erzählte er dem Maler, der wie ein Automat die Füße vorwärts bewegte, von Herrn Carlsen's kleinem Geschäftstrick.

Unterdessen waren sie ganz dicht an die Gruppe herangekommen.

„Guten Morgen, schönste aller Amazonen", rief des Malers Begleiter in cordialem Ton. „Stellen Sie sich vor, daß es einen Menschen gibt" —

Er kam nicht weiter. Die Reiterin und der Maler hatten einen Blick gewechselt — nur einen Blick.

Sie wußte genug. Die düsteren Augen in dem aschfahlen, förmlich versteinerten Gesicht hatten das Urtheil gesprochen.

Im nächsten Augenblick bäumte sich das Pferd hoch auf; besinnungslos vor Schmerz hatte die Reiterin es zu einem wahnsinnigen Sprung angestachelt.

Keiner wußte recht, wie es gekommen war. Ehe Jemand etwas thun konnte, lagen Pferd und Reiterin, die Reiterin zu unterst.

Der Sportsman riß das Pferd in die Höhe, das unverletzt war.

Die Reiterin stand nicht wieder auf.

Der Maler kniete neben ihr und beugte sein Gesicht zu ihr hernieder, ganz dicht, um das Wort einzutrinken, das die erbleichenden Lippen zu formen sich vergebens mühten.

Er nahm es mit einem Kuß. Da ging ein Schein von Glück und Sonne über die verlöschenden Augen.

Der herbeigeholte Arzt fand nichts mehr zu thun.

Am anderen Tage war das Gedränge vor dem Bilde der „Julia" so groß wie bei einer fashionablen Trauung.

Herr im Hause.

Familienscene von Carlos Duchow.

Franz Hellborn war soeben in etwas verdrießlicher Stimmung von einem Spaziergange zurückgekehrt. Während er Hut und Stock ablegte, warf er einen Blick auf den Tisch.

„Ein Brief?" wandte er sich zu seiner jungen Frau, welche strickend am Fenster saß; „von wem?"

„Ich weiß es nicht; er ist soeben abgegeben worden."

„Stadtpost," bemerkte Hellborn, indem er den Umschlag öffnete; dann las er: „Frau Helene Werner giebt sich die Ehre, Herrn und Frau Hellborn zu der bei ihr stattfindenden Abendgesellschaft am Donnerstag, den u. s. w. u. s. w."

Mißmuthig warf er den Brief auf den Tisch.

„Schon wieder eine Einladung," murrte er, „als ob man in der Gotteswelt nichts weiter zu thun hätte, als in Gesellschaften zu laufen. Fällt mir gar nicht ein, ich habe gerade genug davon. Bald bei Hinz, bald bei Kunz —."

„Aber lieber Franz!"

„Hier nützt kein „lieber Franz," ich sage Dir, wir gehen nicht hin, verstanden?"

„Du weißt ja, daß Du Herr im Hause bist, es sei also, wie Du wünschest."

„Ich hasse diese steifleinenen Gesellschaften; sie sind im höchsten Grade langweilig und ungemüthlich, und dieser hier kann man sich, Gott sei Dank, entziehen, oder — verdrießt es Dich allzu sehr?"

„Nein, nein! Zu Hause ist es mir gemüthlicher."

„Mein liebes, vernünftiges Frauchen! Ich will doch gleich den Absagebrief schreiben. Also — Herr und Frau Hellborn bedauern unendlich — bedauern unendlich —"

„Welchen Entschuldigungsgrund willst Du denn angeben, Franz?"

„Einen Grund — weißt Du keinen? Also; wie weit war ich? — bedauern unendlich — unendlich —! Verfluchte Geschichte! Ein Königreich für einen Entschuldigungsgrund."

„Du mußt den Brief gleich zur Post schicken," drängte die kleine, schwarzlockige Frau Hellborn, „denn da es bestimmt ist, daß wir nicht hingehen—"

„Natürlich ist das bestimmt. Habe ich einmal „Nein" gesagt, so hilft kein Bitten und Flehen."

„Ich weiß es," entgegnete sie mit tiefem Ernst. Die drei Worte klangen hochtragisch.

„Aber Kind," rief er erschrocken, „Du wirst mich doch nicht zum Tyrannen stempeln wollen?"

Nun weinte sie schon. „Gewiß nicht, Franz, und Du hast ja auch vollkommen recht."

Er küßte sie.

„Wie lieb, daß Du das einsiehst; denn sieh mal, so wie bei Müllers, wo die Frau den Pantoffel schwingt — das ist doch gewiß nicht nachahmenswerth?"

„O, abscheulich!"

„Solche Schlafmütze von einem Mann!"

Sie nickte: „Ich möchte den nicht haben. Weißt Du, Franz, es ist reizend, daß wir nicht hingehen. Ich habe nämlich einen so spannenden Roman angefangen und —. Nur Deinetwegen that es mir leid."

„Meinetwegen?"

„Nun ja, es sollen sehr einflußreiche Personen da sein, die Dir beim Avancement nützen können; die „blonde" Frau Helene sprach sogar von einem Minister."

„Ein Minister?" Er rief es lebhaft. „Du, Kind, dann lies nur Deinen Roman ein ander Mal; wenn die Sache so liegt, müssen wir hingehen."

„Ich mag aber nicht!"

„Aber ich bestimme es! Keine Widerrede."

„Dann habe ich allerdings nur zu gehorchen. Aber ich thue es ungern, nicht bloß des Romanes wegen. Denn immer Einladungen annehmen und nicht erwiedern — wir sind doch diesen Winter bei verschiedenen —"

„Verpflichtungen hätten wir allerdings," gab er zu, „aber der Trubel. Ueberhaupt unser bescheidener Haushalt — wir sind gar nicht darauf eingerichtet."

„Nein, und deshalb dürften wir von Rechtswegen auch keine Einladungen annehmen."

„Weißt Du," überlegte er, „es ginge am Ende doch. Wir haben den Salon, das Eßzimmer, wenn wir nun noch meine Studirstube dazu nehmen —"

„Die Last! — Danke schön!

„So schlimm ist es doch nicht!"

„Es ist undenkbar, Franz. Sprechen wir nicht davon."

„Sprechen wir gerade davon! Du willst meine Ideen kreuzen, und aus purer Laune? Reizend! Damit kommst Du doch bei mir nicht durch! In vierzehn Tagen ist bei uns Gesellschaft, verstanden?"

Sie mußte sich abwenden, sonst hätte er bemerkt, wie vergnügt sie aussah.

„Und wenn Du mir noch so stolz den Rücken kehrst," rief er ironisch — „einen anderen Briefbogen, bitte!"

„Wozu?"

„Weil sich die Sache nun geändert hat. Wir nehmen an — laden die blonde Helene gleichzeitig ein — einen anderen Briefbogen!" schloß er donnernd.

„Hier!" sagte sie mit tiefster Resignation; „ich bin ja stets Dein gehorsames Weib."

Warum Mietze sich besserte.

Von Liesbet Dill.

„Aber, Mietze, wie siehst Du wieder aus!" rief Frau von Herweg entsetzt und hielt sich ihre strampelnde, zehnjährige Tochter vom Leibe....

Mietze sah flüchtig an sich herab. Ihre weiße Schürze hing nur noch an einem Knopf, und der rechte Strumpf war gerutscht. — Aber Mietze machte das nichts. Sie glühte vor Vergnügen, und ihre Augen blitzten fröhlich zu Mama auf, die in schneeweißer Toilette mitten im Salon stand und ihre Handschuhe anzog.

„Mein Gott — was hast Du wieder für Hände! So schwarz! Wo treibt Ihr Euch nur immer herum, daß Du Dich so zurichtest?!"

„Ich spiele mit Carl und Hans und denen ... das sind nämlich die Trojaner, und denk mal — ich —" Mietze sprang hoch vor Vergnügen — „ich bin die Ajax — ich trage die Fahne!"

Mietze war unglücklich, daß dies auf Mama so wenig Eindruck machte...

„Ich wollte, Du hieliest einmal etwas auf Dich — und wärest nicht „die Ajax!", sagte Mama klagend und nahm ihren blüthenweißen Spitzenschirm aus der Ecke...

„Ich hätte Dich gern mitgenommen, aber Du bist mir, offen gestanden, zu schmutzig." Und damit ging Mama..

Mietze blieb allein zurück. Sie stellte vor dem Spiegel Betrachtungen an über Mamas Worte. Was für ein Ausdruck: zu schmutzig! Aber jedermann sagte: „Mietze, wie siehst Du wieder aus!" Die Mama sagte es, Papa, die Köchin und Friedrich, der immer an seinen Livreeknöpfen putzte — — und all die Damen, die zu Mama kamen, und die Leutnants lachten, wenn sie ihr begegneten. Dem einen, dem frechen Schmettwitz, hatte sie gestern die Hand geben wollen. „Nicht mit der Feuerzange!" hatte der gesagt. Sie warf den Kopf zurück, nahm die Fahne — schüttelte ihre flachsblonde Mähne und tobte die Treppen hinunter...

Drunten vor der Thür hielt ein vieltöpfiger Zug von Quintanern — mit Säbeln, Flinten, Papierhelmen und einer Kanone...

Kurz darauf trollte der ganze Zug in Reih und Glied auf der weißbestaubten, sonnenbeschienenen Straße, die sich an den Gartenhecken vorbeizog. weiter... Sie sangen einen wilden Kriegsgesang — eine dichte Staubwolke wallte hinter ihnen her... Voran ging die Ajax mit der roth-weißen Fahne...

Eine Stunde später stand Mietze allein vor der Hausthür. Das war eine Schlacht gewesen heut! Von ihren Schultern klaffte es lang und verrätherisch! Ein Riß! Von dem Stacheldraht-Zaun, den die Ajax im Sturm genommen hatte... Der Kamm war unterwegs verloren — die Haare hingen ihr über die Stirn herab — und bei jedem Schritt mußte Mietze den rechten oder den linken Strumpf — sie hingen jetzt beide unten — heraufziehen... Die Knöpfe der gelben Schuhe waren bei der Erstürmung eines Steinhaufens beinahe alle draufgegangen

Daß Mietze jetzt im glühenden Sonnenbrand so reglos an der Hausthür lehnte, hatte seinen Grund. Sie war nämlich in einen Tümpel gerathen und naß geworden... Sie wollte sich erst trocknen, ehe sie hinausging — und sich Mama präsentirte.

Sie stand in der Sonne und zog abwechselnd die Strümpfe in die Höhe. — Da kam ein alter, weißhaariger Herr mit einem blauen Sonnenschirm, der seinen Hut in der Hand trug, langsam die Straße herauf. Er kam näher und näher. Als er an der Hausthür vorüberkam, wo Mietze trocknete, stand er still und sah mit gütigem Lächeln auf Mietze herab, was ihr äußerst peinlich war; denn sie war immer noch nicht ganz trocken und konnte doch jetzt den Strumpf nicht heraufziehen. Der alte Herr aber wurde auf einmal ganz ernst. Er griff in seine Westentasche und suchte—

„Da!" sagte er mitleidig und reichte Mietze ein Fünfpfenningstück. Dann ging er weiter...

Mietze stand eine Weile ganz starr.. das Geldstück in der Hand —. Sie war feuerroth, und wie das Geld brannte!... Also so sah sie aus! Und sie senkte den Kopf... Sie schlich ins Haus — ganz still... und suchte unbemerkt an Friedrich vorbeizukommen, der in seiner tadellosen, grauen Livree sich einen Scheitel vor dem Entreespiegel zog. Die Fahne vergaß sie, auf der Treppe blieb sie liegen... Sie mußte an das Fünfpfennigstück denken und würde immer daran denken müssen... Es war zu scheußlich gewesen... so was!

„Marie," sagte sie verlegen zur Köchin, „geh — wasch mich und kämm' mich auch — und näh' mir die Knöpfe an — eh' ich hineingehe zu Mama — — — ich schäme mich so."

Eine verzwickte Geschichte.

Humoreske von Otto Behrend.

Der Student Qualm begegnet seinem Freunde, dem Studenten Pump. „Du, Pump," redet er ihn an, „Meyer hat mir geschrieben, Du möchtest ihm doch endlich sein Geld schicken. Du schuldest ihm noch fünf Mark zwanzig Pfennig."

„Stimmt."

„Und er hat Dir ja schon mitgetheilt, daß er das Geld nothwendig brauchte — Du möchtest ihm fünf Mark schicken und die zwanzig Pfennig als Porto verwenden."

„Stimmt."

„Und warum hast Du es ihm denn nicht geschickt, Du hattest doch neulich Moos?"

„Stimmt."

„Ja, warum hast Du es ihm denn nicht geschickt?"

„Ging nicht."

„Wieso?"

„Ging mit dem besten Willen nicht — hab' mich vergebens ehrlich bemüht."

„Na, das verstehe ich nicht."

„Will Dir's expliciren. Also fünf Mark will er nur haben, die zwanzig Pfennig soll ich als Porto verwenden. Du weißt, ich bin sehr genau. Ich gehe also auf die Post, lasse mir eine Anweisung geben und setze die fünf Mark auf. Sagt mir der Postbeamte, das koste nur zehn Pfennig, tauscht mir die zwanzig Pfennig-Anweisung um — das thun sie ja — giebt mir eine für zehn Pfennig und zehn Pfennig 'raus. Kriegte Meyer also fünf Mark zehn Pfennig. Setze das so auf und reiche die Anweisung hin. „Ja," sagt der Beamte, „nun kostet's aber zwanzig Pfennig." — Fatale Situation! — Schicke ich ihm fünf Mark, hat er zehn Pfennig zu wenig, schicke ich ihm fünf Mark zehn Pfennig, hat er zehn Pfennig zu viel. Also damit war's nichts. Schickst ihm einen Fünfmarkschein, denke ich — natürlich eingeschrieben, denn mit solchen Summen muß man vorsichtig sein. Ging aber auch nicht—denn zehn Pfennig Porto, zwanzig Pfennig Einschreibgebühr macht fünf Mark dreißig Pfennig und fünf Mark zwanzig Pfennig war ich ihm nur schuldig. Nahm ich nun vier Mark neunzig Pfennig in Briefmarken und ließ es einschreiben, so kamen gerade fünf Mark zwanzig Pfennig heraus, aber dann bekam er nur vier Mark neunzig und das ging auch nicht — Du weißt, ich bin sehr genau. Bis heute habe ich mir nun den Kopf zerbrochen, wie ich Meyer die fünf Mark zwanzig Pfennig schicken soll — aber es geht nicht, geht absolut nicht, das wirst Du selbst einsehen."

Qualm stand eine Weile überlegend da. „Hast recht, Pump," sagte er dann, „geht nicht, geht absolut nicht — werd's Meyer heute noch schreiben. Und jetzt kommst Du wohl mit zum Frühschoppen?"

— Schlaumater. Was würden Sie, wenn Ihnen eine gütige Fee die Wahl ließe, vorziehen: Reichthum oder eine schöne Frau?" — „Natürlich Reichthum, die schöne Frau würde sich dann schon finden!"

Goldhaar.

Von Ada Battke.

Die elektrische Klingel meldet discret einen Kunden und der junge Haarkünstler fährt aus seinem leichten Nachmittagsschläfchen erschreckt in die Höhe. Gewohnheitsmäßig wirft er erst einen Blick in den Spiegel, dann stürzt er mit einem Salto mortale die vier steilen Stufen in den Laden hinunter.

„Womit kann ich dienen?"

Ohne viele Umstände nimmt die junge Dame den eleganten Hut vom Kopfe, so ein Mittelding zwischen Kinderfacon und der ausschließlichen Form der Demimonde. Nachlässig reicht sie ihn ihrer etwas kurzsichtigen Gesellschafterin und deutet mit der schmalen Hand auf das üppige Rothhaar.

„Waschen, bitte."

„Zu dienen."

Sie wirft das Cape auf den nächsten Stuhl, schleudert die Handschuhe nach und läßt sich den Frisirmantel umlegen.

„Au! das drückt!"

Dienstfertig preßt er zwei Finger zwischen den zu eng gebundenen Kragen und das Fleisch ihres Halses, um den Mantel ein wenig zu lockern. Aber sie ist unzufrieden.

„Immer noch zu fest," ruft sie mit leichtem Stirnrunzeln.

Und noch einmal fahren seine Finger nach dem kleinen Genick, schlanke, kühle Finger.

Halb widerstrebend lehnt sie sich in den Sessel, während er gewandt die Nadeln des Knotens löst. Einen Moment sieht er auf die niederrieselnden Strähnen, aber das zufällige Aufblicken der in einem Buche lesenden Gesellschaftsdame treibt ihm ein ärgerliches Roth in's Gesicht. Es kommt ihm zum Bewußtsein, daß in seinen Augen doch etwas anderes, als die rein sachliche Bewunderung dieses herrlichen Haares gelegen hat, und er fühlt sich ertappt. Vorsichtig gießt er das Wasser über den flammenden Scheitel. Dann beginnt er, mit beiden Händen in ihren Locken zu wühlen.

Er weiß, daß er sonst nicht so arbeitet, er weiß, daß sie nächstens aufspringen wird mit zornig blitzenden Augen.

Aber sie bleibt sitzen. Nur ihre Blicke sind nun beharrlich gesenkt. Die langsam hereinbrechende Dämmerung und der schwüle Duft des Parfüms versetzen sie in einen leichten Rausch, gegen den sie keinen Widerstand findet.

Es ist beängstigend still. Nur das Wasser in ihrem Haar gluckst leise unter seinen Händen.

Endlich rafft er sich zusammen und greift nach dem elektrischen Trockenapparate.

„Nicht doch! Das Haar wird so widerspenstig davon. Nehmen Sie Tücher!"

Gehorsam schleppt er einen ganzen Stoß davon heran und beginnt von Neuem, die unter der Nässe dunkel gefärbten Locken zu reiben. Sie schmiegt sich tief in den Sessel mit geschlossenen Augen. Sachte neigt er sich über sie, um die feuchten Stirnhaare zurückzunehmen. Ist es wahr, daß ihr Köpfchen sich an ihn lehnt, hilflos, suchend? Die Freude schnürt ihm jäh die Kehle zusammen, tiefer neigt er sich herab.— Ein Seufzer. —

Der Gesellschafterin fängt es an langweilig über ihrem Buche zu werden.

„Bald fertig?" fragt sie gähnend.

Und er fühlt, daß er nicht länger mehr warten darf, daß die unvergeßlichste Stunde seines einförmigen Daseins vorüber ist. Rasch ordnet er das Haar und taucht noch einmal unter in den rothen, duftenden Wellen.

Ein kurzes Schweigen.

Sie steht auf — langsam, wie aus einem Traum erwachend. Ihr Kindergesicht verunstaltet ein hochmüthiger, häßlicher Zug.

„Wieviel habe ich zu zahlen?"

Er sieht, wie die weichen Linien um ihren Mund sich verhärten und erblaßt in kalter, ohnmächtiger Wuth.

„O — —!"

Eine Sekunde wartet sie noch, dann schleudert die Rechte verächtlich einen Kassenschein auf den Tisch. Draußen steht sie nach kurzem Vorwärtsschreiten aufathmend still und erwidert vergnügt einen flüchtig aufgefangenen Blick der unverschämtesten Bewunderung.

„Was bildete sich dieser alberne Perückenmacher eigentlich ein?" — — —

Staubwolken.

Glaub' nicht, daß da, wo Staub sich ballt,
Stets Großes sich enthüllen werde;
Für Wagen, Roß' und Reiter galt
Gar oft schon eine — Hammelherde.

— Merkwürdig. „Merkwürdig, daß es den Frauen immer so schwer fällt, ihre Tasche zu finden." — „Jawohl, um so merkwürdiger, als sie die ihres Gatten immer so leicht finden."

— Wink mit dem Zaunpfahl. Gattin (die neue Photographie ihres Mannes betrachtend): „Aber Otto, wie ich aus der Photographie ersehe, fehlen ja an Deinem Rock zwei Knöpfe!" — Gatte: „Ja, schon seit vierzehn Tagen. Gott sei Dank, daß Du endlich das bemerkst! Deswegen habe ich mich ja photographiren lassen...."

— Individuell. — Frau A.: „Halten Sie es wirklich für heilsam, liebe Freundin, Kinder zu züchtigen?" — Frau B.: „Gewiß. Sie glauben gar nicht, wie erleichtert ich mich fühle, wenn ich meine Jungen so ordentlich durchgeprügelt habe."